



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

Westermann's Jahrbuch

der

Illustrierten Deutschen Monatshefte.

Ein Familienbuch

für

das gesammte geistige Leben.

der Gegenwart.

Sechster Band.

April 1859 — September 1859.

Braunschweig,

Druck und Verlag von George Westermann.

1859.

1872
g. 13

Jahrbuch der illustrirten deutschen MORALSCHEN 6. Band.



FEB 23 1872

Transfer from Circ. Dept.

Verzeichniß der Mitarbeiter
am
sechsten Bande
der
Illustrierten Deutschen Monatshefte.

Beesten, W. v., in Donabrück, 216. 443. — Biedermann, Karl, in Weimar, 478. 603. — Brahe, G. in Berlin, 180. 277. — Brühl, J. A. M., in Münster, 203. — Chrysander, F., in London, 438. — Cohausen, A. v., in Frankfurt a/M., 389. — Deutsch, Emanuel, in London, 540. — Fraas, K., in München, 92. — Germar in Altona, 509. — Glaser, Adolf, in Braunschweig. — Gottschall, Rudolf, in Breslau, 661. — Grube, A. W., in Hard am Bodensee, 406. — Guseck, Bernd v., in Berlin, 347. — Hartmann, Moriz, in Paris, 301. — Hettner, Hermann, in Dresden, 70. — Hirth, G., in Gotha, 488. — Hörmann, L., in München, 369. — Keferstein, W., in Göttingen, 33. — Klemm, Gustav, in Dresden, 259. 379. — Kloppe, Otto, in Hannover, 148. 477. 591. — Koenig, Heinrich, in Hanau, 459. 571. — Landau, G., in Kassel, 295. 673. — Landgrebe in Kassel, 520. — Lau, Th., in Berlin, 253. — Lammers, August, in Hannover, 560. — Lichtenfeld, F., in Berlin, 171. 517. — Mädler, J. G., in Dorpat, 160. — Meyr, Melchior, in München, 313. — Müller, Wolfgang, von Königswinter, in Köln, 427. 533. — Röggerath, Jakob, in Bonn, 48. 273. 516. 637. — Detker, Fr., in Brüssel, 154. — Oppermann, G., in Capstadt, 231. 454. 568. — Ott, Alexander, in Philadelphia, 27. — Peez, Alexander, in Frankfurt a/M., 64. — Rant, Jos., in Weimar, 78. — Reinhold, W., in Danzig, 222, 627. — Reifewitz, Gustav, in Coburg, 290. — Ring, Max, in Berlin, 246. — Rodenberg, Julius, in Berlin, 323. — Rollmann in Straßund, 659. — Roquette, Otto, in Berlin, 1. 121. 235. — Runge, G., in Zürich, 152. — Schellen, K., in Düsseldorf, 549. — Scherzer, Karl, in Wien, 51. 393. 615. — SchmarDA, L. K., in Wien, 195. — Schmidt, Moriz, in Jena, 492. — Simrock, K., in Bonn, 366. — Söttl in München, 20. — Uhde, August, in Braunschweig, 421. 424. — Vogel, A. jun., in München, 328. 671. — Wagner, Adolf, in Wien, 103. — Walebrode, L., in Hamburg, 206. — Weingärtner, Wilhelm, in Göttingen, 528. — Winkler, G. G., in München, 502.

Inhalt des sechsten Bandes.

Erste Abtheilung.

- Novellen, Kulturbilder, Charakteristiken zc.
- Lege von Grixen. Erzählung von D. Roquette, 1. 121. 235.
- München, von Dr. Söhl, 20.
- Bilder aus dem Leben der Hindus, von A. Ott, 27.
- Die Fürstin Orsini, von M. S. 138.
- Zur Geschichte der Niederlande, von D. Kloppe, 148.
- Das Heidenhaus. Mitgetheilt von S. Kunge, 152.
- Brügge. Belgisches Städtebild, von Fr. Dettler, 164.
- Eine deutsche Fürstin am Hofe Ludwigs XIV., von Max Ring, 246.
- Aus vergangenen Tagen. Eine Skizze von Th. Kau, 253.
- Die Gefäße, von Gustav Klemm, 269. 379.
- Reisebriefe aus Rußland. Geschrieben zur Zeit der Kaiserkrönung, Herbst 1856, von einem Augenzeugen, 266. 679.
- Ein Inermaggio. Revue von Bernd v. Gusek, 347.
- Deutsche Märchen, von A. Sturrod. — Die Ordnung der Natur. — Das Königskind im Sarge, 366.
- Das Herzwesen des deutschen Reiches im achtzehnten Jahrhundert, von Ludwig v. Hörmann, 369.
- Befestigte Dörfer zwischen Rhein und Nahe, von A. v. Gohausen, 389.
- Ein geprüftes Herz. Novelle v. Heinrich Koenig, 459. 571.
- Zur Charakteristik des Herzogs v. Marlborough, von Duno Kloppe, 477.
- Friedrich der Große und sein Verhältnis zur Entwicklung des deutschen Geisteslebens, von A. Riedermann. Erster Artikel, 478. Zweiter Artikel, 603.
- A. Petermann. Eine biographische Skizze v. G. Firth, 488.
- Abhandl. oder griechisches Professoren- und Studentenleben im vierten Jahrhundert nach Christus, von Moriz Schmidt, 492.
- Die Indianer Nordamerikas, 584.
- Zur Charakteristik Lilly's im dreißigjährigen Kriege, von Duno Kloppe, 591.
- Die Fautkämpfe in England, 601.
- Literarisches. Essay von Hermann Grimm, 168.
- Vertheid Auerbach's deutscher Volkslieder für 1859, 169.
- Aufzeichnungen eines Amsterdamer Bürgers über Schwedenborg, von Dr. A. Scheier, 169.
- Geschichte von Brasilien, von S. Sautelmann, 271.
- Betrachtungen und Urtheile des Generals G. G. v. Aster über die Parteibewegungen unseres Jahrhunderts. Mitgetheilt von Dr. G. Gilers, 271.
- Geschichte der Deutschen von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage, von G. Wähler, 273.
- Samuel Charpe's Geschichte Egyptens. Deutsch von Dr. S. Jolowicz, 392.
- Neues allgemeines deutsches Adreßlexikon. Herausgegeben von Kuechle, 500.
- An der Grenze. Aus dem Nachlasse von Moriz Reich. Herausgegeben von Alfred Reihner, 501.

Zweite Abtheilung.

- Naturwissenschaftliches, geographische Charakterbilder, Reiseberichte zc.
- Die elektrischen Fische, von Dr. W. Keferlein, 33.
- Neue reiche Fundstätten vorweltlicher Säugethierknochen in Südrußland, von Dr. J. Röggerath, 48.

- Kaiser Soulouque und sein Hof, von Dr. R. Scherzer, 51.
- Eine slavische Colonie im westlichen Deutschland, von Dr. A. Herz, 64.
- Auf dem Monde, von J. G. Mädler, 160.
- Californien, von Fr. Richterfeld, 171. 517.
- Ein Winter bei den Eskimos, von S. Brahr, 180. 277.
- Samanala, der Adamäpit a. Ceylon, v. L. R. Schmarba, 195.
- Das Raumnuth, von J. Röggerath, 273.
- Im Archipel, von G. Reifewig, 290.
- Das Steinbuder Meer, von Dr. Landau, 295.
- Aus dem Leben in Havannah. (Winter 1855.) Von Dr. R. Scherzer, 323.
- Das Pferd und der Mensch, von A. W. Grube, 406.
- Skizzen aus einem Keilsteingebäude von G. v. L. 416.
- Was versteht man unter der Aberration des Lichtes? v. A. Uhde, 421.
- Das eigenthümliche Saufen der elektro-magnetischen Telegraphen-Drähte, von A. Uhde, 424.
- Eine Reise nach Island, von Dr. G. G. Winkler. Die Endluste von Island, 502.
- Zur Erklärung von Fluth und Ebbe und Whewell's Verdienste um dieselbe, von Dr. Wermar, 509.
- Pseudomorphosen von Pflanzenwurzeln nach Menschenknochen, von Dr. Jacob Röggerath, 516.
- Ueber Gelenk und Berge, welche einen Klang von sich geben, von Dr. Landgrebe 520.
- Aus dem Tagebuche eines Erdumflegers. (Dr. R. Scherzer.) Tabiti unter französischem Protectorate, 615.
- Die Gaudos, von W. Reinhold, 627.
- Die Höhlen und Erdhöhlen im Allgemeinen und insbesondere diejenigen des Karstgebirges, von Dr. J. Röggerath, 637.
- Huan und das Aungebirge, 651.
- Das eigenthümliche Saufen der elektro-magnetischen Telegraphendrähte, von Dr. Kollmann, 659.
- Literarisches. Grundriß der Physik nach ihrem gegenwärtigen Standpunkte von Eppler, 202.
- Das Gebirg der Schnecken, von Dr. S. H. Troichel, 299.
- Der Planetenlauf, von Dr. Neill, 300.
- Friedrich Wilhelm Delfestam's Panorama des Adriales und seine Heilquellen und Bäder, 426.
- Naturstudien am See Straute, von G. S. Lewes. Uebersetzt von J. Grete, 527.

Dritte Abtheilung.

Bildende Kunst, poetische Literatur, Musik, Theater.

- Ueber die Persönlichkeit Voltaires, von S. Bettner, 70.
- Ueber die volkstümliche Sprache und Charakterzeichnung in Schiller's Dramen, von J. Kauf, 78.
- Der Bühnener Wilhelm Ahtermann, von M. Brühl, 203.
- Zur kunsthistorischen Literatur, von L. Balesbrode, 206.
- Literarisches Leben in Weimar, 212.
- Sterben Keller, von Moriz Hartmann, 301.
- Poesie und Moral, von Melchior Nest, 313.
- Zur Schaffpeare-Literatur, von J. Rodenberg, 323.
- In's alte romantische Land! von Wolfgang Müller von Königswinter, 427. 533.
- Ueber Volkslieder, von Fr. Geyersander, 438.
- Die Rilcen, ein Heft der alten Cappter in Bild und Schrift, von Wilhelm Weingärtner, 528.

Ein Stück jüdischer Volksweste. Aus dem Midrasch der Klagelieder, von Emanuel Deutsch, 540.
 Musikalisches. 548.
 Ueber die historische Tragödie, von Rudolf Gottschall, 681.
 Literarisches. Geschichte der Architektur, von W. Lübke, 89.
 Vorhale zur Geschichte der Kirchenbaukunst des Mittelalters, von Dr. W. Lübke, 91.
 Englischer Literaturbericht, 218. 440.
 Neue Romane: Paul Bronckhorst, von L. Schüding. — Dichter und Apostel, von E. Billkomm. — Die Kinder von Hinkurode, von J. Corvinus. — Erzählungen aus dem Volksleben, von Fr. Friedrich. — Das Geheimniß der Mutter, von R. Heller. — Das braune Buch, von R. Solitaire. — Novellen von A. v. Auer. — Cornelia, von D. v. Paschkowsky. — Frau von Staßl, von A. Bölte. — Verkünder's Regulatoren. — Alte und neue Heimath, Scenen aus den Kämpfen der Mexicaner und Nordamerikaner, von Armand, 216.
 Bretonische Volkslieder, übersetzt von R. Hartmann und L. Pfau, 327.
 Natur und Gottheit, Preisgedänge von A. Peters, 442.
 Die Liebe, v. J. Mischelet, deutsch v. G. Eichelhagen, 547.
 Beatrice Cenci, von F. D. Guerrazzi, 547.
 Neue Romane: Die Aelster Burg, von L. Schüding. — Der besetzte Schatten, v. G. Höcker. — Ein neuer Glaube, von E. Lebedanz. — Advocat Schnobbeleis, von J. Gumbing. — Aus böser Zeit, von E. Pfister. — Der letzte Fürstir von Mainz, von P. Stein. — Ein Sohn des Südens, von S. Berena. — Aus dem Bregenzer Wald, von G. Dyperrmann. — Aus der Frauen- und Märchenwelt, von L. Gsche. — Oufel Martin, von A. Diez, 669.

Vierte Abtheilung.

Die Volkswirtschaft in ihrer Gesamthätigkeit.

Die Volkswirtschaft der ältesten Völker, von A. Fraas, 92.
 Eine Lohrpresse, 100.
 Die franz. Politik u. d. Volkswirtschaft, v. A. Wagner, 108.
 Das Metallgeld. Eine volkswirtschaftliche Skizze von W. von Becken, 218. 443.
 Dr. Normanby's Apparat zur Gewinnung von Trinkwasser aus Seewasser, von W. Reinhold, 222.
 Ueber die Verfüllung einiger Nahrung- und Genußmittel, von A. Vogel Jun., 328.
 Geographisches und Geschichtliches in Beziehung auf die Theecultur in China, 331.
 Die Zuckercolonie zu Natal, 336.
 Ueber Zeit und Art der Erfindung des Binnenpapiers, 449.
 Die hydraulische Presse und ihre mechanische Arbeit, von Dr. Schellen, 549.

Wirtschaftliche Vereine, von A. Kammer, II. 560.
 Ueber die Bedeutung des Lördes als Brennmaterial, von A. Vogel Jun., 671.
 Die deutsche Feldordnung, von G. Landau, 678.
 Literarisches. Geographische Wanderungen von Karl Andree, 337.
 Skizzen aus Piemont und Rom, von Ed. Mundt, 677.

Fünfte Abtheilung.

Neuestes aus der Ferne.

Afrika. Die Expedition unter Burton und Speke, 119. 228. — Die Nigerepedition unter Dr. W. B. Baikie, 119. — Die Schobe's und die Beduan bei Massaua, 341. — Der unterirdische Festgrab im rothen Meere, 344. — Der Transiververkehr auf dem Jähmus von Suez, 226. — Eine Expedition nach den Nilquellen, 452. — Reisende in der Sahara, 453. — Suez und Nicaragua, 453. — Die Sprachen der südafrikanischen Völker, 566.
 Asien. Forschungen in den russisch-chinesischen Grenzländern, 118. — Der See Koffogol, 118. — Das Taubschab oder Hüfstromland, 120. — Das Schicksal Adolpb Schlagintweit's, 119. 339. — Expedition in die Prov. Kuang-tung etc. 343. — Von der Amurmündung, 452. — Die daurischen Hochsteppen in Transbaikalien, 567.
 Australien und Polynesien. Die neuesten Entdeckungen in Südastralien, 114. 227. — Gregory's Reisen durch den Osten des austr. Continents, 116. — Dr. Hochreiter auf Neuseeland, 339. — Neue Goldlager in Australien, 343. — Das Alter des australischen Continents, 452. — Guanoinseln der Ver. Staaten von Nordamerika, 230. — Die Seidenraupe in Neuseeland, 566. — Die politischen Verhältnisse von Polynesien, 567.
 Amerika. von Schudi's Reise in Südamerika, 116. — Expedition zur Durchforschung Brasiliens, 227. — Zur Statistik der Republik Neu-Granada, 229. 345. — Aus Britisch-Columbia, 328. — Moritz Wagner's Reise, 340. 564. — Suez und Nicaragua, 453. — Nordamerikanische Entdeckungstheile, 563. — Stanton's und Edwards' Forschungen etc. 565. — Die Entwerdung der Westküste von Südamerika, 568. — Goldlager in den Rocky Mountains, 679.
 Polarländer. Nordpolarepeditionen, 226. — Reisen nach Spitzbergen im Jahre 1858, 678.
 Allgemeines. Eine neue wissenschaftliche Erdumsegelung 119. — Die Leuchtsener der ganzen Erde, 120. — Die Kovara-Expedition, 664. 678. — Von Wüsterstorff über die Pousune, 566.
 Briefe aus dem Kaffertlande, von Dr. G. Dyperrmann, 231. 454. 568.
 Correspondenz, 234. 345. 458. 570. 682.

Namen- und Sachregister zum sechsten Bande.

Aberration des Lichtes, von Aug. Ubbe, 324.
 Adtermann, Wilhelm, von J. A. Fr. Brühl, 308.
 Andree, Karl: geographische Wanderungen, 337.
 Archiv, im, von G. Keifenig, 295.
 Armand: Alte und neue Heimath, 215.
 Auer, Adelsheid von: Novellen, 216.
 Auerbach, Berthold: deutscher Volkskalendar, 169.
 Awan und das Amurgebiet, 651.

Befestigte Dörfer zwischen Rhein und Rabe, von A. von Cobausen, 389.
 Bölte, A.: Frau von Staßl, 215.
 Brügge, belgisches Städtebild, von Fr. Dettler, 164.
 Californien, von Fr. Richterfeld, 171. 517.
 Correspondenz, 234. 345. 458. 570. 682.
 Corvinus: Die Kinder von Hinkurode, 215.

- Deifelamp's Panorama des Ahrbales, 426.
 Deutsche Feldordnung, die, v. G. Landau, 673.
- Eilers:** Betrachtungen und Urtheile des Generals von Aker, 271.
 Elektrische Fische, von Dr. W. Rezerlein, 33.
 Englischer Literaturbericht, 213. 440.
- Faustlämpfe** in England, 601.
 Feilen und Berge, welche einen Klang von sich geben, v. Dr. Landgrebe, 520.
 Fluth und Ebbe, Whewell's Erklärung von, v. Dr. Germer, 503.
 Friedrich der Große und sein Verhältnis zur Entwicklung des deutschen Geisteslebens, v. R. Biedermann, 478. 603.
 Friedrich, F.: Erzählungen aus dem Volksleben, 215.
 Fürstin, eine Deutsche, am Hofe Ludwig's XIV., von Nag Ring, 246.
- Gauches**, die, von W. Reinhold, 627.
 Gefäße, die, von G. Riemer, 359. 379.
 Geographisches und Geschichtliches in Bezug auf die Theekultur in China, 331.
 Gerkäder: Regulatoren, 216.
 Grimm, Hermann: Essays, 158.
 Guerrazzi: Beatrice Cenci, 547.
- Handelmann:** Geschichte von Brasilien, 271.
 Hartmann und Pfau: Bretonische Volkslieder, 327.
 Havanna's, aus dem Leben in, v. Dr. R. Scherzer, 393.
 Heerwejen, das, des deutschen Reiches, v. F. Hörmann, 369.
 Heidenhaus, das, von G. Kunge, 162.
 Heller, Rob.: Das Geheimniß der Mutter, 215.
 Heller, Stephen, von M. Hartmann, 301.
 Herz, ein geprüftes. Novelle v. G. Koenig, 459. 571.
 Hindu, Bilder aus dem Leben der, 27.
 Historische Tragödie, die, v. M. Gottschall, 661.
 Höhlen und Erdfälle, die, von J. Röggerath, 637.
- Indianer**, die, Nordamerika's, 584.
 Intermezzo, ein, von Bernd v. Gusek, 347.
 Iulowicz, G.: Sharpe's Geschichte Egyptens, 392.
 Island, eine Reise nach, von G. G. Winkler, 562.
 Jüdischer Volkspoesie, ein Stück, v. Emanuel Deutsch, 540.
- Kaffernland**, Briefe aus dem, von Dr. G. Dyperrmann, 231. 454. 568.
 Knechte: Adelslektion, 500.
 Kunsthistorischen Literatur, zur, von L. Walebrode, 206.
- Lewes:** Naturstudien am Seekraude, 527.
 Libanios, von Moriz Schmidt, 492.
 Linnenpapier, Zeit und Ort der Erfindung desselben, 449.
 Literaturbericht, englischer, 440.
 Literarisches aus Weimar, 212.
 Lübe, W.: Vorschule zur Geschichte der Kirchenbaukunst des Mittelalters, 91.
 Lübe, W.: Geschichte der Architektur, 89.
- Mammuth**, das, von J. Röggerath, 273.
 Märchen, deutsche, von R. Simrod, 366.
 Marlborough, zur Charakteristik des Herzogs, von Duno Kloppe, 477.
 Meißner, Alfred: Aus Reich's Nachlasse, 501.
 Metallgeld, das, von W. v. Beßsen, 216. 443.
 Michellet: Die Liebe, 547.
 Moude, auf dem, von J. G. Wädler, 160.
- München, von Dr. Edist, 20.
 Mundi, Th.: Stiggen aus Piemont und Rom, 677.
- Neil:** Der Planetenlauf, 300.
 Neuestes aus der Ferner, 114. 226. 338. 452. 563. 678.
 Niederlande, zur Geschichte der, von D. Kloppe, 148.
 Nilen, die, von W. Weingärtner, 628.
 Normand's Apparat zur Gewinnung von Trinkwasser aus Seewasser, von W. Reinhold, 222.
- Orsini**, die Fürstin, von M. G. 138.
- Paschkowtsch**, D. v.: Cornelia, 215.
 Peters: Natur und Gottheit, 442.
 Petermann, A., von G. Hirth, 488.
 Pfähler: Geschichte der Deutschen, 273.
 Pferd und Mensch, v. A. W. Grube, 406.
 Poesie und Moral, v. M. Meyer, 313.
 Politik, die französische, und die Volkswirthschaft, von A. Wagner, 103.
 Presse, die hydraulische, von Dr. Schellen, 549.
 Pseudomorphose von Pflanzenwurzeln nach Menschenknochen, von J. Röggerath, 516.
- Reisebriefe** aus Rußland, 266. 679.
 Reisetagebuch-Stiggen v. G. v. L. 416.
 Romane, neue, 669.
 Romantische Land, in's alte, v. M. Müller von Königs-winter, 427. 533.
- Samanala**, von L. K. Schmarba, 195.
 Saufen, das, der Telegraphendrähte, v. A. Uebe, 324.
 —, von Dr. Dollmann, 659.
 Scheler: Aufzeichnungen über Swedenborg, 159.
 Schüding: Paul Bronkhorst, 215.
 Schafpeare-Literatur, zur, von J. Rodenberg, 323.
 Slavische Colonie im westlichen Deutschland, v. Dr. A. Heeg, 64.
 Solitaire, M.: Das braune Buch, 215.
 Soulouque und sein Hof, von Dr. R. Scherzer, 51.
 Spiller: Grundriß der Physik, 202.
 Sprache und Charakterzeichnung, volkstümliche, in Schil-ler's Dramen, von J. Ranf, 78.
 Steinbuder Meer, das, von Dr. Landau, 295.
- Tahiti**, v. Dr. R. Scherzer, 615.
 Tillo's Charakteristik, von D. Kloppe, 591.
 Tize von Trizzen, von D. Noquette, 1. 121. 235.
 Torfverreife, eine, 100.
 Torf, der, von A. Vogel, 671.
 Troschel, F. G.: Das Gebiß der Schnecken, 299.
 Tschultschen, ein Winter bei den, von G. Brabe, 180. 277.
- Verfälschung** einiger Nahrungsmittel, v. A. Vogel Jun., 328.
 Vergangenen Tagen, aus, von Th. Lau, 263.
 Volkslieder, über, von Fr. Ghrtsander, 438.
 Volkswirthschaft, die, der ältesten Völker von Dr. A. Fraas, 92.
 Voltaire, über dessen Persönlichkeit, von G. Fetterer, 70.
 Vorweltliche Säugethierknochen. Neue Fundstätten in Südrußland, von Dr. J. Röggerath, 48.
- Willkomm**, G.: Dichter und Apostel, 215.
 Wirthschaftliche Vereine, von A. Lammers, 560.
- Zuckercolonie** zu Natal, 336.

Ueber die
volkstümliche Sprache und Charakterzeichnung
in
Schiller's Dramen.
Von Josef Rant.

I.

Als man vor einigen Jahren mit besonderm Eifer anfang, wissenschaftliche Gegenstände in gemeinverständliche — populäre — Form zu bringen, da ging ein gelindes Grauen durch die sämmtliche gelehrte Welt.

„Was?“ sagte mancher Philosoph von Fach: find uns Eingeweihten ein Sokrates, Plato, Aristoteles, Cartesius, Spinoza, Leibniz, Kant, Hegel nicht populär genug? Sind wir nicht vertraut genug mit den Lehren der Pythagoreer, Eleaten, Atomistiker, Stoiker, Sceptiker, wie mit den Systemen der philosophischen Christen und Juden alter und neuer Zeit? Man will die Lehre vom Sein, vom Wesen, vom Begriff popularisiren? Was subjectiver, objectiver, absoluter Geist ist, will man statt in wissenschaftliche Goldrahmen in gemeines Blei des Ausdrucks fassen und den Blicken der großen Menge preisgeben?“

Die Männer der Naturwissenschaft riefen: „Wie? was wir mit Hülfe der Mathematik, durch kostbare physikalische Versuche, bewaffnet mit Lanzetten und Mikroskopen nach Decennien mühsam gefunden, ja worüber wir selbst mit grauen Haaren kaum klar genug sind — das will man in der Schaubude eines populären Panoramas dem großen Publicum zeigen?“

Mancher Geschichtschreiber, der sich wie Franz Moor nie mit Kleinigkeiten abzugeben, der nur den Pomp großer Hölle, blutige Schlachten, Diplomatenkünste aus der Vogelperspective darstellte, nie aber mit dem Schicksale der Nation, mit deren Leiden und Freuden, mit deren Rechten und Verdiensten sich abgab — mancher Historiker dieser Schule dachte: „Was ich durch meine Darstellung so geschickt den Blicken der Menge entzog, will man dieser Menge jetzt näher rücken, ja man will die Erlebnisse des Volkes selbst, die lästige Wissenschaft, die unnützen Künste, die schädliche Literatur als Theile der Geschichte dem Griffel der Klio aufbringen und zwar in gemeinverständlicher Sprache?“

Also riefen und klagten die Männer der „exacten Fächer“ jeder in seiner Art, wie es in der Bibel heißt. Mancher Theologe war um den stillen Wahn seines Mysticismus, mancher Diplomat um seine Kunst zu verschweigen, was er sagen soll, mancher „correcte Denker und Forscher“ um die sieben Siegel seiner schwer- und selbstgeschaffenen Sprache bange und der gelehrte Aberglaube, daß das Weltende alles Tiefsinnigen, Schönen und Guten nahe sei, ging seuzend durch die Studirstuben deutscher Wissenschaft!

Seitdem ist man etwas ruhiger geworden, einige treffliche Leistungen in verschiedenen wissenschaftlichen Fächern haben den Begriff populär und populär unterfuchen gelehrt, man hat sich von dem Nutzen und der Würde populärer Werke überzeugt und folgende Ansicht hat sich jetzt ziemlich allgemein festgestellt:

Wenn vom Popularisiren der Wissenschaft die Rede ist, so handelt es sich nicht darum,

dem Gelehrten vorzuschreiben, welche Sprache er bei der streng wissenschaftlichen Darstellung seiner Forschung anwenden solle; dem populären Darsteller ist es zumeist nur darum zu thun, die Resultate einer Wissenschaft in allgemein-verständliche Form zu bringen und dadurch zur Verbreitung wichtiger Kenntnisse beizutragen; denn keine Wissenschaft ist Selbstzweck wie es ein Kunstwerk ist; man zerstört ihren Werth nicht, wenn man ihren Inhalt in neuer Form verbreitet, während ein Kunstwert, wo Form und Idee ungetrenntlich sind, durch die Wahl einer andern Form unrettbar zerstört wird!

Wer auch heute noch über die Möglichkeit und den Werth populärer, d. i. gemeinverständlicher Darstellungen zweifeln wollte, den erinnern wir nur an die „Gemischten Briefe von Liebig;“ an Littrow's „populäre Astronomie;“ an Häusser's „neuere Geschichte der Deutschen;“ an Schleiden's „Leben der Pflanze“ und an die zahlreichen Schriften über Physik, Culturgeschichte und Erziehung. Jeder fruchtbar wirkende Professor ist mehr oder weniger gezwungen, seinen Schülern, die ja noch keine Gelehrte sind, im edeln Sinne des Wortes seine Wissenschaft zu popularisiren, und ich erinnere an einen Meister dieser Art, der ganz in unserer Nähe so ehrenvoll und erfolgreich wirkt: — Runo Fischer in Jena!

Mehr vielleicht als die Männer anderer Fächer hat das Wort „populär“ die sogenannten Kenner der schönen Wissenschaften erschreckt und sie bange gemacht, daß der Eifer zu popularisiren noch mehr Hochwasser in die Literatur bringen und eine Sündfluth erzeugen könne, die eine Arche des Geschmacks nothwendig machte, um wenigstens die Heroen der Poesie vor dem allgemeinen Untergange zu retten!

Aber auch diese Furcht entsprang aus dem unrichtigen Begriffe, den man dem Worte populär unterschoob. Man hätte sich nur erinnern dürfen, daß die Bibel das populärste Buch der civilisirten Welt ist, daß in der Bibel das hohe Lied Salomon's, die Psalmen David's vorkommen, daß einige der schönsten Lieder Goethe's Volkslieder sind und daß seine Prosa das Muster gemeinverständlicher Schreibart ist; — aber man war einmal in Furcht oder wollte es sein, Furcht aber verwirrt die Begriffe. Sowie es Leute gibt, deren Phantasie bei dem Namen Volk sofort eine Rote Wanditen vor Augen hat, so stand bei dem Worte populär vor dem Geiste manches Aesthetikers sofort der verwahrloste Begriff eines Minaldiniromans oder Bänkelsängerlieds, das man auf regnerischen Novembermärkten um einige Pfennige verkauft.

Aber man irrte sich sehr; es gibt eine Popularisirung nach oben wie es eine nach

unten gibt — und wie man allerdings z. B. die Geschichte eines Friedrich und Joseph II. für einen Theil des Volks zu Schanden popularisiren kann, so gibt es andererseits eine Popularisirung, die sogar das einfache Leben eines Bürgers in der Darstellung dahin veredelt, daß es von den Gebildetsten der Nation eben so gern betrachtet wird wie vom schlichten Bürger und Landmann.

Und diese letztere Art der Popularisirung in der Literatur wie in der Wissenschaft ist es, die wir in Deutschland besonders schätzen und anstreben müssen; wir brauchen dies nicht erst jetzt, wenn bei uns die Sprache der Literatur und des Lebens sich wie in Frankreich mehr im Zusammenhange entwickelt hätte; aber da in Deutschland die Wissenschaften — jede für sich, die Literatur für sich, und im Leben der Adel, der Bürger und der Bauer auch wieder für sich lebte und strebte, da kamen, möchte ich sagen, so viele Einsiedler- und Junggesellen Sprachformen zu Tage, daß wir ernsthaft Noth haben, dieses Hagesfolgenthum unserer Sprache in eine gemeinsame Familiensarbe nationalen Denkens, Fühlens und Sprechens zusammenzuleiten und richtig zu verschmelzen. In Frankreich und England wird es wenige Werke der Philosophie und Geschichte, der Politik und Literatur geben, die nicht mit geringen Ausnahmen die große Mehrheit der Nation zu verstehen im Stande wäre; — bei uns aber — man gebe einmal einem sonst ganz verständigen Bürger unsern Philosophen Hegel in die Hand, ob er sich in dessen Sprache finden wird?

Populär — d. i. gemeinverständlich im guten Sinne ist also kein Begriff, welcher der Wissenschaft und Literatur Nachtheil droht; je höher der Bildungsstand einer Nation ist, desto höher ist auch der Begriff populär — gemeinverständlich — anzuschlagen. Durchschauert Sinen nicht Entzücken und Verwunderung bei dem Gedanken, daß es bei den Griechen einen Bildungsgrad der Nation gab — wo Homer populär war?

So weit sind wir in Deutschland nun freilich noch nicht, aber wir sind auf gutem Wege und zählen Genies zu populären Größen, die auch eine Fierde des blühenden Griechenlands gewesen wären. Wer kann sich der lebhaftesten Freude erwehren, daß in diesem Augenblicke die erste Verlagsbandlung Deutschlands, Cotta in Stuttgart, eine Volksbibliothek ankündigt, deren Bestandtheil unter Anderm das wissenschaftliche Wunderwerk — der „Kosmos“ von Humboldt ist? Auf welche Theilnahme, auf welcher hohen und weitverbreiteten Bildungsgrad unserer Nation muß die berühmte Verlagsbandlung rechnen, da sie solche Werke zu billigen Preisen abzugeben und

zum Gemeingut der Nation zu machen keinen Anstand nimmt!

II.

Sehr befördern würde es unsere Betrachtung, wenn sich in Schiller's Werken, die selbst ein Gegenstand der Untersuchung sind, Stellen auffinden ließen, die über das Wort „populär“ einige entscheidende Ansichten enthielten; und in der That fällt es auch nicht schwer, solche Stellen zu entdecken. Ich erinnere nur an die Recension, welche Schiller über Bürger's Gedichte schrieb; in der Einleitung jener Recension nimmt er Anlaß, über den Begriff „populär“ und über die Bedeutung der „volkstümlichen Dichtung“ einige höchst wichtige Ideen auszusprechen.

Und wie lauten Schiller's Ideen hierüber? Sind sie geringschätzend? Werth und Bedeutung leugnend? Mit nichten!

„Popularität ist,“ sagt er, „weit entfernt, dem Dichter die Arbeit zu erleichtern oder mittelmäßige Talente zu bedecken, eine Schwierigkeit mehr — und fütwahr eine so schwere Aufgabe, daß ihre glückliche Auflösung der höchste Triumph des Genies genannt werden kann. Welch Unternehmen,“ fährt er fort — „dem heitlen Geschmack des Kenners Genüge zu leisten, ohne dadurch dem großen Haufen ungenießbar zu sein — ohne der Kunst etwas von ihrer Würde zu vergeben, sich an den Kinderverstand des Volks anzuschmiegen! . . . Als der aufgeklärete, verfeinerte Vorführer der Volksgedühle wird der Volksdichter dem hervorströmenden, Sprache suchenden Affect der Liebe, der Freude, der Andacht, der Traurigkeit, der Hoffnung u. s. w. einen reinern und geistreichern Text unterlegen; er wird, indem er ihnen den Ausdruck lieh, sich zum Herrn dieser Affecte machen und ihren rohen, gestaltlosen, oft thierischen Ausdruck noch auf den Rippen des Volks veredeln. Selbst die erhabenste Philosophie des Lebens wird ein solcher Dichter in die einfachen Gefühle der Natur auflösen, die Resultate des mühsamsten Forschens der Einbildungskraft überliefern und die Geheimnisse des Denkens in leicht zu entziffernder Bildersprache dem Kindersinn zu erathen geben. Ein Vorläufer der hellen Erkenntniß bringt er die gewagtesten Vernunftwahrheiten in reizender verdachtlofer Hülle lange vorher unter das Volk, ehe der Philosoph und Gesetzgeber sich erlauben dürfen, sie im vollen Glanze heraufzuführen. . . . In diesem Sinne genommen, scheint der Volksdichter, man messe ihn nach den Fähigkeiten, die bei ihm vorausgesetzt werden oder nach seinem Wirkungskreis, einen sehr hohen Rang zu verdienen. Nur dem großen Talent ist es gegeben, mit den Resultaten des Tiefinnns zu spielen, den Gedanken von der Form los zu machen, an die er ursprünglich gekettet, aus der er viel-

leicht entstanden war. ihn in eine fremde Ideenreihe zu verpflanzen — so viel Kunst in so wenigem Aufwand, in so einfacher Fülle so viel Reichthum zu verbergen! . . .

Dies der Ausspruch unsers großen Dichters. Welche Anwendung er davon auf Bürger's Gedichte machte, das ist aus der vorerwähnten Recension bekannt; — aber welche Anwendung sollen wir auf Schiller selbst davon machen? Es sei mir erlaubt, eine flüchtige Antwort auf diese Frage zu versuchen. . .

Schiller ist der nationalste, populärste Dichter Deutschlands — wer hätte diesen Ausspruch nicht oft genug gehört und zum Theil schon selbst gethan?

Aber Schiller — der populärste Dichter Deutschlands? — er, der nie darnach gestrebt hat, in dem engerm Sinne ein volkstümlicher Dichter zu sein, wie es z. B. Bürger war? War es Schiller nicht stets nur darum zu thun, ohne Rücksicht auf das Publicum auf die höchsten Ziele eines schöpferischen Geistes loszugehen, die erhabensten Formen alter und neuer Zeit zum Muster zu nehmen, diese Formen mit dem gebiegensten Inhalt der Wissenschaft und Erfahrung zu füllen — und schließlich in harmonischen Meisterworten den schönsten Gefühlen des Herzens, den reinsten Forderungen der Vernunft und den blühendsten Gebilden der Phantasie gerecht zu werden?

Schiller's eigene Worte, die er bei verschiedenen Anlässen niederschrieb, geben von dem Ziele, das er verfolgte, am besten Zeugniß. Ich erinnere an seinen Jugendaussatz: „Die Schaubühne, eine moralische Anstalt;“ darin steht er nicht an, die Wirkung und Nothwendigkeit der Bühne gleichzustellen der Wirkung und Nothwendigkeit der Religion im Staate, da die Gerichtsbarkeit der Bühne wie der Religion da anfangt, wo das Gebiet der weltlichen Geseze endet. Ich erinnere ferner an die Stelle in der wiederholt erwähnten Recension über Bürger, wo er von dem Dichter verlangt, daß er im Denken und Fühlen auf der Spitze seiner Zeit stehe, im Wissen und Leben die Stufe der Vollkommenheit erlange.

„Begeisterung allein ist nicht genug,“ sagt er; „man fordert die Begeisterung eines gebildeten Geistes. Alles, was der Dichter und geben kann, ist seine Individualität. Diese muß es also werth sein, vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden. Diese seine Individualität so sehr als möglich zu veredeln, zur reinsten herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern, ist sein erstes und wichtigstes Geschäft, ehe er es unternehmen darf, die Vortrefflichsten zu rühren!“

Noch ausführlicher, tiefer und zusammenhängender spricht er sich über die Würde und den Werth der Kunst und Poesie in

seinen vortrefflichen „Briefen über ästhetische Erziehung des Menschen“ aus. Er sagt hier gradezu — und beweist es auch:

„Die Schönheit (in Kunst und Poesie) ist es, durch welche der Mensch zur Freiheit wandert; denn der Mensch in seinem physischen Zustande erleidet bloß die Macht der Natur; er entledigt sich dieser Macht in dem ästhetischen Zustande — und er beherrscht sie in dem moralischen.“

Freilich fragt der Dichter gleich darauf auch: „Existirt aber ein solcher Staat des schönen Scheins und wo ist er zu finden?“

Schiller antwortet:

„Dem Bedürfnisse nach existirt er in jeder feingestimmten Seele; der That nach möchte man ihn wohl nur, wie die reine Kirche — in einigen wenigen auserlesenen Zirkeln finden!“

Da haben wir also deutlich ausgesprochen, wie klein sich Schiller das Publicum dachte, auf welches seine erhabenen Bestrebungen zunächst wirken dürften und es scheint ein Ruf der edelsten Resignation, wenn wir anderswo lesen: „Wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten!“

Und dennoch — dennoch ist es keine bloße Redensart — es ist Wahrheit — Thatsache: Schiller ist trotz dem der nationalste, der populärste Dichter Deutschlands!

Wie ist das zugegangen? . . .

Am Ende so einfach als möglich. Schiller strebte vollkommen zu werden — er wurde es auch in seinen Meisterwerken — und in der Kunst wie in der Poesie fallen für jeden gesunden Sinn vollkommen und verständlich zusammen; während der Kenner ein Kunstwerk mehr denkend genießt, genießt es der Laie mehr fühlend, von geheimnißvoller Gewalt erfaßt!

Schiller hat den Philosophen Respect eingefloßt durch die reiche Fülle seiner Gedanken, er hat den Historikern imponirt, indem er nicht bloß Geschichte schrieb, sondern sie auch greifbar zu verkörpern verstand; Schiller hat eine Sprache gefunden, welche vom Gebildeten sofort im ganzen Umfang verstanden wird, den Ungebildeten aber selbst da, wo sie nicht ganz begriffen wird, mit unwiderstehlicher Gewalt fortstreift, erwärmt und läutert!

Wie wenig Schiller während seines Schaffens liebäugelte nach dem Geschmack des Publicums fragte, wie er mit puritanischer Strenge dem reinen Schöpferdrange nachging, das zeigt uns die gute Lehre, die er dem schöpferischen Talent auf seinen schweren Lebensweg mitgibt:

„Der Künstler (und Poet) ist zwar der Sohn seiner Zeit,“ sagt er, „aber schlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Jüngling oder gar noch ihr Günstling ist. Eine wohlthä-

tige Gottheit reiße den Säugling bei Zeiten von seiner Mutter Brust, nähre ihn mit der Milch eines bessern Alters und lasse ihn unter fernem griechischen Himmel zur Mündigkeit reifen. Wenn er dann Mann geworden ist, so lehre er, eine fremde Gestalt, in sein Jahrhundert zurück, aber nicht um es mit seiner Erscheinung zu erfreuen, sondern furchtbar wie Agamemnon's Sohn, um es zu reinigen. Den Stoff zwar wird er von der Gegenwart nehmen, aber die Form von einer edlern Zeit, ja jenseits aller Zeiten, von der absoluten, unwandelbaren Einheit seines Wesens entlehnen. . . . Und wie vermahnt sich der Künstler vor den Verderbnissen seiner Zeit, die ihn von allen Seiten umfassen? Wenn er ihr Urtheil verachtet! Er blicke aufwärts nach seiner Würde und dem Gesetz, nicht niederwärts nach dem Glück und dem Bedürfnis!"

So spricht Schiller; so spricht ein Mann!

Welch' eine Erscheinung jenen verbuhlten Talentchen gegenüber, die schon während ihrer Arbeit schwächend nach den beliebten Schwächen des Publicums spähen, um ihnen gerecht zu werden; die, wenn ihre liebende Musengattin zweier Verslein genesen, alle Gloden läuten, Herolde in die Straßen senden — die gesammte Menschheit zu Bevatter bitten möchten, um das glückliche Familienereigniß mitfeiern zu helfen; die vor jedem Luftzug der Kritik in Ohnmacht fallen, aber schnell wieder erholt — in Gesellschaft ihres lyrisch Neugebornen Wochen lang alle Theatrische unsicher machen!

Aber die Poesie hat ihre Nachgöttinnen wie das Leben; vertilgt sind die Spuren solcher Schmachttünger wieder, sowie ihr flüchtiger Anlauf gethan ist; dagegen folgt das verschmähte Glück freiwillig den männlichen Helden auf dem Fuße; — Schiller trat mit eisernem Fuße mitten in seine betroffene Zeit — und was war seine Strafe? . . Die Nachwelt liegt zu seinen Füßen! . . .

III.

Es ist nun die Frage: — enthalten denn Schiller's dramatische Dichtungen auch jene Art volkstümlicher Elemente, welche, im engern Sinne des Wortes genommen, heutzutage schärfer gefaßt und mit so viel Sorgfalt gehegt werden?

Wir antworten ohne Bedenken: Schiller's dramatische Dichtungen enthalten nicht bloß volkstümliche Elemente — sie liefern uns sogar einzelne Meisterstellen, wie ganze Werke dieser Art!

Nehmen wir, ohne viel zu wählen — eines der Jugenddramen Schiller's — es liegt uns als „bürgerliches Trauerspiel“ nahe — „Cassiope und Liebe!“ . . .

Es versteht sich von selbst, daß wir das volkstümliche Element des Stüdes vor Allem in der bürgerlichen Stube des Musikus Miller suchen werden; und wir täuschen uns auch nicht. Hier finden wir nicht nur die trefflich gezeichnete Familiengruppe des Miller, seiner Frau und seiner Tochter, die dem Stüde in Wahrheit den Stempel eines bürgerlichen — oder was hier gleichbedeutend ist — volkstümlichen Stüdes aufdrücken; auch höher gestellte Personen betreten dieses Terrain und nehmen zum Theil, der Hausbewohner wegen, eine bürgerliche, volkstümliche Sprache an. Daher haben wir vor Allem wohl zu unterscheiden 1) wo das volkstümliche Element nach Sprache und Charakter ganz rein — und wo es 2) gemischt und nicht ganz natürlich auftritt. . . .

In Bezug auf Charakterzeichnung tritt das volkstümliche Element bei der Familie Miller bei dem Musikus, seiner Frau — und selbst bei der schwärmerischen Louise vollkommen rein auf; denn die Schwärmerei der letztern ist kein feltener Antheil des bürgerlichen Lebens, besonders in Frauenherzen. Sehen wir aber auf die Sprache des Stüdes, so müssen wir gestehen, daß diese in der Miller'schen Familie — im volkstümlichen Sinne — nur ganz rein vom Musikus und dessen Frau gesprochen wird, während Louise die volkstümliche Linie nur stellenweise inne hält, oft genug aber die erlaubte Grenze überschreitet.

Werfen wir z. B. einen flüchtigen Blick auf die Einleitungsscene des ersten Act's. Sie bildet eine Exposition, die nicht klarer, frischer und wahrer sein könnte. Miller und seine Frau sind allein. Charakter und Sprache der beiden Figuren sind dem bürgerlichen Leben aus dem Gesichte geschnitten. Wir haben im aufgeregten Miller das gefunde, männliche, auf Ehr' und Sitte fest stützende Bürgerthum — in seiner Frau aber jenes — leider nicht feltene — breitspurige und an Frivolität streifende Behagen, welches in Gesellschaft des Kaffeetops und der Dose das bürgerliche Gewissen jezt mit einem Schlud aus der Tasse, jezt mit einer Prise Tabak beschwichtigt.

Kann man ein volkstümliches Stüd mit treffendern Worten eröffnen als es Schiller mit den Worten des Musikus thut?

„Einmal für allemal,“ ruft er — „der Handel wird ernsthaft. Meine Tochter kommt mit dem Baron in's Gesekrei. Mein Haus wird verrufen. Der Präsident bekommt Wind und — kurz und gut, ich biete den Junker aus!“

Ganz wie es in der Volkssprache sein muß — keine Periode gedreht — jeder Gedanke ein Satz — jeder Satz eine Situation

— man wird mit wenigen Worten mitten in die Handlung geführt.

Und was erwiedert die ruhige Hausfrau, die im Morgengewand bei ihrer Tasse Kaffee sitzt, Schnupftuch und Dose neben sich?

„Du hast den Baron nicht in Dein Haus geschmakt — hast ihm Deine Tochter nicht nachgeworfen.“

Was ist natürlicher als daß grade diese schwerhörige Ruhe den Miller schärfer in's Gesicht führt? Er ist gezwungen, seinem Weibe — und somit dem Publicum — die Lage der Dinge deutlicher zu machen und seine Sprache geht einen meisterhaften Schritt vorwärts, indem sie bei steigender Wärme immer handgreiflicher — endlich witzig, sinnbildlich wird und mit Sprüchworten um sich wirft. Mit brennenden Farben malt er die Gefahr:

„Gib Du Acht, gib Du Acht! und wenn Du aus jedem Astloch ein Auge strecktest und vor jedem Blutstropfen Schildwache ständest, er wird sie Dir auf der Nase beschwägen, dem Mädel Eins hinsetzen und fährt sich ab und das Mädel ist verschimpft auf ihr Lebenslang!“

Frau Millerin weiß hierauf Nichts zu sagen als:

„Gott behüt' uns in Gnaden!“

„Es hat sich zu behüten,“ ruft Miller und wird immer hitziger, indem er die Gefahren noch ausführlicher darlegt; — die Millerin erwiedert auch jetzt nur: „Solltest nur die hübschen Biletter lesen, die der gnädige Herr alle an Deine Tochter schreiben thut. Guter Gott, da sieht man's ja sonnenklar, wie es ihm pur um ihre schöne Seele zu thun ist.“

„Das ist die rechte Höhe!“ ruft Miller — „Auf den Sack schlägt man, den Esel meint man. Wer einen Gruß an das liebe Fleisch zu bestellen hat, darf nur das gute Herz Voten gehen lassen. Wie hab' ich's gemacht? Hat man's nur erst so weit im Reinen, daß die Gemüther topp machen, wutsch! nehmen die Körper auch ein Exempel; das Gefinde macht's der Herrschaft nach und der silberne Mond ist am Ende nur der Kuppler gewesen!“

Diese Sprache, die aus dem Trommelfelle tosend jedes anständige Mutterherz aufzrütteln müßte — veranlaßt die Frau Millerin höchstens zur schwierigen Wahl zwischen einer Prüfe oder einem Schluck aus der Tasse, wobei sie sehr geschmeichelt bemerkt, was für schöne Bücher der Herr Baron ihrer Tochter in's Haus schide und ihr letztes Wort — das sie als würdige Hausfrau natürlich haben muß — ist: „Man muß den Herrn Major nicht diagschthören, weil er des Präsidenten Sohn ist!“

Das Auftreten des Secretärs Wurm stört

den volksthümlichen Ton des Miller'schen Ehepaars nicht; im Gegentheil geht der schlaue Fuchs, den wir später beim Präsidenten die Waffen der Bildung fertig handhaben sehen, beim Musikus in den volksthümlichen Familienton des Hauses ein — keine höhere Phrase, kein metaphysischer Laut seines wohlkultivirten Geistes entschlüpft ihm. Miller und seine Frau aber werden durch die Anwesenheit des Secretärs nur veranlaßt, ihre volksthümlichen Charaktere von ganz neuen Seiten zu zeigen. Sie — die Frau Musikus — die bis jetzt den Reden ihres Mannes nur eine heroische Unerforschlichkeit entgegenesetzt hat — sie wird jetzt dem Secretär Wurm gegenüber der active angreifende Theil. Sie sagt dem (früher wahrscheinlich gar nicht ungern gesehenen Bewerber Louisens) erst in Anbeutungen, dann mit runden Worten: sie und ihre Tochter seien jetzt andern Sinnes geworden, sie wollten jetzt höher hinaus und er könne gehen, woher er gekommen. Miller — ihr Mann — der sich eine Weile beobachtend und corrigirend verhält, wird endlich gezwungen — gegen seine Frau das Faustrecht zu gebrauchen und dem „blauen Wettermaul“ (wie er seine liebende Gattin einmal nennt) das Wort zu entreißen; — erst bürgerlich höflich gegen den Secretär und ihn sitzen heißend — wird er nun bürgerlich derb und liest dem Brautwerber, der ihn als Fürsprecher bei seiner Tochter zu Hülfe ruft, frischweg den Text:

„Ich rathe meiner Tochter Keinen,“ sagt er — „aber Sie misstath' ich meiner Tochter, Herr Secretarius! Lassen mich ausreden! Einem Liebhaber, der den Vater zu Hülfe ruft, trau' ich — erlauben Sie — keine hohle Hafelnuß zu . . . Hat er's Courage nicht, so ist er ein Hafensfuß und für den sind keine Louisen gemacht!“

Als Wurm mit solchen Complimenten abgefertigt und zur Thür hinausgesteinigt ist, saßt der Miller seinen ganzen Zorn noch einmal in ein Donnerwetter gegen das Betragen seiner Frau zusammen — und mitten in diesem Donnerwetter theilen sich die Wolken und wie eine liebliche Sonne, die uns die Familie in einem ganz neuen Lichte zeigen soll — tritt Louise, eine hold-elegische Erscheinung, aus der Kirche kommend, herein. . . .

Louisens Benehmen in dieser Scene ist noch durchaus volksthümlich und natürlich — und wenn sie hie und da zu Sägen und Worten greift, die über ihrer Sphäre liegen, so darf nicht vergessen werden, daß kurz zuvor von Büchern die Rede war, die ihr der Herr Major so fleißig in's Haus geschickt; wie wir den Herrn Major — einen braven,

aber excentrischen Jüngling — später kennen lernen, mögen diese Bücher zum Theil zwar Werke für höhere Bildung, zum Theil aber auch Romane etwas überpannter Natur gewesen sein. So konnte Louise ganz wohl dazu kommen, feinere Gedanken zu denken und sie gewählter auszudrücken — um so mehr als ihr diese Gedanken zumeist die Liebe eingibt — eine Liebe jener wahren, ganzen, begeisterten Art, die den Menschen in ein höheres Wesen umwandelt und leider stets auch über Leben und Tod entscheidet! In diesem Zustande kann Louise ganz wohl einmal zu ihrem Vater sagen:

„Ich beweine mein Schicksal nicht. Ich will ja nur wenig an ihn (den Major) denken — dies Bischen Leben — dürft ich es hinhauchen in ein leises schmeichelndes Lüftchen, sein Gesicht abzutüpfeln! Dies Blümchen Jugend — wär es ein Beilchen und er träte darauf und es dürfte bescheiden unter ihm sterben! Damit genügte mir, Vater! Wenn eine Mäde in ihren Strahlen sich sonnet — kann sie das strafen, die stolze majestätische Sonne?“

Auch in der folgenden Scene, wo der Major Walter zum Musikus kommt, hält sich der Charakter und die Sprache Louisons noch wohl in dem Rahmen des Bürgerlichen; und es ist bezeichnend, daß, als der Major einmal sagt: „Ich schaue durch Deine Seele wie durch das klare Wasser dieses Brillanten; hier wirft sich kein Bläschen auf, das ich nicht merkte — kein Gedanke tritt in Dein Angesicht, der mir entwischt.“ — Louise dem Geliebten eine Weile stumm in's Auge sieht und mit Wehmuth sagt:

„Ferdinand, daß Du doch wüßtest, wie schön in dieser Sprache das bürgerliche Mädchen ausnimmt!“

Diese Besinnung hat Louise grade in den Unterredungen mit Ferdinand oft; dieser feurige, in ewigem Liebes- und Zornsturm hinlebende Jüngling verbraucht grade in Louisons Nähe einen Aufwand von himmelstürmenden und sublimen Ausdrücken, daß das Bürgermädchen, welches oft nur errathen kann, was er sagt, sich unwillkürlich an ihren beschränkten Lebenskreis erinnert und ihm gegenüber fast durchwegs nur klare Gedanken einfach ausspricht. . . Anders freilich verhält sich's in Situationen mit andern Personen; so tritt die Sprache Louisons in der Scene mit Lady Milfort öfter ganz aus dem bürgerlichen Rahmen.

Säße, wie dieser:

„Ich war eben im Begriff, diesen prächtigen, bligenden Rubin zu beweinen, der es nicht wissen muß, daß seine Besizerin so scharf wider Eitelkeit eifert“ — sind selbst für die gewählteste Bürger Sprache nicht mehr zulässig;

ebensowenig — so treffend der Gedanke an sich ist — wird folgende Stelle zu billigen sein:

„Wer sollte sich träumen lassen, daß Lady Milfort ihrem Gewissen einen ewigen Scorpion halte, daß sie Geldsummen aufwende, um den Vortheil zu haben, jeden Augenblick schamroth zu werden?“

Noch weniger kann Louise Ausdrücke gebrauchen, die an wissenschaftliche Voraussetzungen erinnern, wie:

„hat Ihre Wonne die Verzweiflung so nöthig zur Folie?“

Am wenigsten aber Sätze, wie diesen:

„Wenn selbst die Gottheit dem Blick der Erschaffenen ihre Strahlen verbirgt, daß nicht ihr oberster Seraph vor seiner Verfinsternung zurückschauere — warum wollen Menschen so grausam sein?“

Manchmal scheinen die Rollen der Lady und Louisons gradezu verwechselt zu sein. Die Lady wird bürgerlich einfach, derb, ja unanständig gegenüber dem unglücklichen Mädchen — und Louise antwortet ihr wie eine überlegen denkende Dame. So sagt die Lady einmal:

„Wo will Sie hinaus, meine Kostbare? Sind diese Finger zur Arbeit zu niedrig? Ist es ihr Bischen Gesicht, worauf Sie so trotzig thut?“ Louise erwidert:

„Mein Gesicht, gnädige Frau, gehört mir so wenig als meine Herkunft!“ Die Lady wird noch zubringlich-derber und sagt der Louise in's Gesicht: — man habe sie mit ihrer Liebe zum Besten — ihre Wangen seien nicht im Feuer vergoldet; was ihr der Spiegel für massiv und ewig verkaufe, sei nur ein dünner, angeflogener Goldschaum, der ihrem Anbeter über kurz oder lang in der Hand bleiben müsse: — „was werden wir dann machen?“ schließt die Lady ihre Invective. . . Louise lächelt schmerzlich und erwidert:

„Den Anbeter bedauern, Mrlady, der einen Demant kaufte, weil er in Gold schien gefast zu sein!“

Was zur Rechtfertigung Louisons in dieser Scene gesagt werden kann, hat auch Lady Milfort bald herausgefunden — sie sieht, daß Louise von dem Umgange mit Ferdinand profitirt haben müsse. „Diesen Tropfopf hat sie von ihm,“ sagt die Lady gleich anfangs der Scene und später, als Louise durch Haltung und Sprache imponirt, ruft sie aus: „Mädchen! diese Größe hast Du nicht auf die Welt gebracht und für Deinen Vater ist sie zu jugendlich. Lüge mir nicht! Ich höre einen andern Lehrer! . . .“

Inbessen — trotz dieser einzelnen Auswüchse — muß man diese Scene im Zusammenhang lesen, um den dramatischen Bau des

Dialogs zu bewundern und zu gestehen, daß Louise, was ihren Charakter betrifft, als im Sinne des Volksthümlichen gehalten, vollkommen vertheidigt werden darf. Bei der Louise Millerin sind und bleiben die Uebertreibungen durchwegs nur auf die Sprache beschränkt — der Charakter ist aus dem Boden des schlichten Bürgerthums gewachsen und erreicht keine Höhe, die dem Bürgerthum unter Verhältnissen nicht erreichbar wäre. . . . Das elegische Auftreten zu Anfang des Stücks — Louises ahnungsschwere Haltung bei Ferdinand's erstem Besuch — ihre anfängliche Schüchternheit bei der Lady, dann ihr gereizter Stolz und ihre tugendhafte Herausforderung der mächtigen Favoritin gegenüber — ferner in der spätern Scene Louises Verhalten gegen den Peiniger Wurm — endlich die dumpfe Resignation, die heroische Ergebung in ihr Schicksal, als sie im fünften Acte mit ihrem Vater und Ferdinand verkehrt — ja selbst, wie sie stirbt — alle diese Momente sprechen aufs Deutlichste von der wahrhaft volksthümlichen Grundlage in Louises Charakter. . . .

Und wäre es denn auch anders möglich? Louise ist doch des Musikus Tochter — „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme,“ sagt das Sprüchwort; — sollte denn Louise ganz aus der Art geschlagen haben dem bürgerlich kernhaften Vater gegenüber, der nicht nur die volksthümliche Hauptgestalt des Stückes, sondern überhaupt der Typus des mannhaften deutschen Volkthums ist?

Wie — oder wäre dem nicht so? Sollte der Musikus Miller wirklich eines Tages entbehren, der ihm eine solche Ehre verkürzte? . . .

Wir haben ihn gesehen, wie er gegen seine Frau den bestigen Sittenprediger macht und die Ehre seines Kindes, Hauses und Standes derb, ehrlich, witzig und sinnbildlich vertheidigt; wir haben ihn gesehen, wie er den Secretär Wurm mit einer Aufrichtigkeit behandelt, wie sie seinem Stande ganz angemessen ist; — mit dem Auftreten der Louise wird uns eine ebenso neue als rührende Seite seines Charakters enthüllt. War er bisher polternd und schonungslos — so wird er seinem Kinde gegenüber plötzlich weich, betrübt, voll jählicher Schonung. Louise ist sein einziges Kind, ein treffliches holdes Kind, sie ist ihm lieb wie sein Augapfel — er selbst sagt später, daß er stets an ihr „abgöttisch“ hing. Dieses geliebte, einzige Kind ist jetzt unglücklich, sein Denken und Fühlen geht auf in Liebe zu dem Major; auf den sanften stillen Gruß des Kindes, das eben aus der Kirche kommt, sagt er warm:

„Dau, meine Louise! Freut mich, daß Du so fleißig an Deinen Schöpfer denkst.“

„Bleib immer so und sein Arm wird Dich halten.“

Aber Louise, ganz erfüllt von der einen Leidenschaft ihrer Liebe — springt zu der Frage nach dem Major über: „War er da, Mutter?“ und der bekümmerte Vater sagt:

„Ich dachte, meine Louise hätte den Namen in der Kirche gelassen!“

Als Louise hierauf immer wieder mit elegischen oder energischen Gedanken zu dem einen Gegenstande ihres Herzens zurückkehrt, sind es nicht Vorwürfe, sondern Klagen voll Mitgefühl, die der alte Vater ausstößt; der ganze Lärm und Born gegen den früher so scharf abgetanzelten Junker ist hin. — „Nimm meinen alten Kopf,“ ruft er, „nimm Alles, Alles — den Major — Gott ist mein Zeuge — ich kann Dir ihn nicht geben!“ Erst später, wo die Gefahren seines Kindes und Hauses schroff hervortreten, schlägt diese Milde gegen den Baron wieder in heftige Vorwürfe, ja Drohungen um und dieser Zustand bildet den Uebergang zu jener denkwürdigen und stets hinreißenden Scene am Schlusse des zweiten Actes, wo Miller, sein Kind und sein Haus vertheidigend — als liebender Vater, als beleidigter Bürger, als empörter redlicher Mann zwischen den Formen der Höflichkeit, Sorge, Angst und Verzweiflung hindurch endlich kurzen Proceß macht und den ungebetenen Gast — den Präsidenten — „halten zu Gnaden“ — zur Thür hinauszuwerfen droht!

Die Art, wie sich Miller im weitem Verlauf des Stückes verhält: — seine männlich-dumpfe Verzweiflung im Anfang des fünften Actes — seine wiederholte Zuflucht zur Religion — seine herzerreißenden Bitten und religiösen Standreden an seine Tochter, um sie von Selbstmordgedanken zu heilen — sein kindischer Jubel, als ihm das Gelingen und er beschließt: mit der Tochter fortzuziehen „und die Geschichte ihres Grams auf die Raute zu setzen;“ — ferner sein Auffahren gegen den Major, dessen Leiden er gleich darauf ehrlich bedauert — endlich die unvergleichliche Scene, wie er sich über das vom Major empfangene Gold freut, es ganz und gar für seine Louise verwenden will — aber es entsetzt dem Geber vor die Füße wirft, der ihm den Verlust des Kindes damit ersetzen will: — wer wollte je mehr wahre und mannigfaltige Züge des Lebens in einen Volkscharakter vereinigt haben als Schiller, der Großmeister, in diesem Musikus?

Mit ihm wollen wir auch von dem ganzen Stücke Abschied nehmen, das wir nur darum ausführlicher behandelt haben, um uns die Bewegung durch die übrigen Stücke leichter und freier zu machen; — die Frau Millerin läßt der Dichter als unbedeutende Per-

son selbst bald fallen — und der trefflich gezeichnete Kammerdiener der Lady Milford ist eine so bekannte, volksthümliche Figur, daß sie füglich nur erwähnt zu werden braucht! . . .

IV.

Aus dem parlamentarischen Leben ist bekannt, wie oft ein bedeutender Mann, von einer großen Idee erfaßt, sich einige Freunde wirbt und den Anfsatz zu einer neuen Partei bildet; je nachdem das Ziel dieser Partei von der öffentlichen Meinung begriffen und gebilligt wird, nimmt die Zahl der Anhänger zu oder ab und es kann geschehen, daß die junge Partei heute der Majorität den Sieg streitig macht, morgen wieder in eine ganz bescheidene Stellung zurückgedrängt wird — bis ein großer Augenblick ihr den Sieg verschafft und sie an's Ruder des Staates führt.

Grade so ergeht es in Schiller's dramatischen Werken dem volksthümlichen Element.

In den „Räubern“ zwischen genialen Anläufen und gigantischen Uebertreibungen durchschimmernd kommt es hauptsächlich in der unedlen Gesellschaft der Nordbrennerbande zum Vorschein und Moor's alter Diener, Daniel, rettet dessen Ehre durch braves, waderes Betragen.

In „Fiesco“ tritt das volksthümliche Element schon etwas geordneter und fester auf und macht unserer Nation alle Ehre in der „handfesten Tapferkeit und ehrlichen Einfalt“ des Deutschen in der herzoglichen Leibwache — dessen „deutsche Hiebe“ uns immer ein Labfal sind, wenn die „deutsche Friedensliebe“ an der Eider oder anderswo gar zu sehr von hamletischen Bedenken überfließt; aber das volksthümliche Element kann auch hier noch nicht ganz von unedler Kameradschaft lassen und geht ziemlich vertraut mit dem „conficirten Mohrenkopf“ um — wogegen es aber auch die Ehre hat, vom Helden des Stücks, von Fiesco, ausgezeichnet zu werden, der in der 8. Scene des 2. Act's den aufgeregten Handwerkern über die beste Staatsverfassung eine Volk'srede hält, wie sie auf dem römischen Forum kaum jemals wirklicher gehört worden ist.

In „Cabale und Liebe“ — dem dritten Stücke Schiller's — erringt das volksthümliche Element, wie wir gesehen haben, nahezu die Herrschaft — freilich nur, um in dem folgenden Stücke „Don Carlos“ wieder ganz vom Schauplatze zu verschwinden.

Aber dieses gänzliche Entfernen des volksthümlichen Elements scheint nur deshalb geboten zu sein, um es in „Wallenstein's Lager“ desto reiner und würdiger vorführen zu können. Hier breitet sich's in wunderbar

treuer Kriegsscene vor uns aus, verkörpert uns deutsche und ausländische Stammeseigenthümlichkeiten, führt sich in allen Waffengattungen, in Religionsparteien, im Rod des Bürgers und Bauers — ja selbst im Weiberrod der berühmten „Gustel von Blasewitz“ vor. Zwar verschwindet es in den „Piccolomini's“ wieder, aber in „Wallenstein's Tod“ marschirt es wenigstens flüchtig noch einmal in Gestalt eines Befreiten und seiner Fürsfiere auf.

Wieder verläßt das volksthümliche Element in der „Maria Stuart“ die Bühne ganz — nimmt in der „Jungfrau von Orleans“ ein romantisches Gewand um und geht gottbegeistert unter Landleute und Hirten; — da erscheint endlich der große Augenblick — das volksthümliche Element wird mannhaft — siegreich — beherrscht zuletzt die Handlung eines ganzen Meisterwerks — im „Wilhelm Tell!“

Hier befiehlt es über ein ganzes Volk von Hirten — ja was sage ich? — es beherrscht Land und Leute! Denn die belebte, wie die leblose Natur — Thiere, Luft, Seen und Berge spielen mit und entlehnen dem Volksthümlichen ihren Charakter. . . . Da kommt der Sturm „als grauer Thalvogt“ durch das Land; — da „zieht der Mythenstein seine Haube an;“ — da „springen die Fische und das Wasserhuhn taucht unter“ — dieweil ein Gewitter in der Luft und ein Wetter des Volkes im Anzug ist; Volk und See „wollen ihr Opfer haben;“ — und als endlich Hochwachen auf den Bergen stehen, die Burgen der Peiniger gebrochen sind und Siegesfeuer auf den Bergen leuchten — da gibt „die Jungfrau, die seit Ewigkeit verschleiert über dem Lande sitzt“ im Alpenglühen ihre Freude zu erkennen, daß ein braves Volk getretet ist! . . .

Wie die „Räuber“ ein Vorspiel der französischen Revolution gewesen — so war „Wilhelm Tell“ das nationale Vorspiel der Tyrolerkämpfe 1809 und der Befreiungskriege 1813. Napoleon — ein unendlich größerer Landvogt — aber doch ein Landvogt für Deutschland, der unser Volk zwang, den Reichsapfel der Einheit vom Haupte der Zukunft zu schießen — Napoleon haßte unsern großen Dichter — er fürchtete in ihm vielleicht das Tellgeschloß des Schicksals, welches ihn später auf den Feldern von Leipzig streifte, bei Waterloo tödlich verwundete — und dem er auf der Insel St. Helena endlich erlag! . . .

Ziehen wir eine Summe der volksthümlichen Elemente, die in Schiller's dramatischen Werken zur Geltung kommen, so finden wir in Bezug auf die Sprache, daß sie — abgesehen von den Auswüchsen in den Jugenddramen — das wahrhaft Volksthümliche be-

sigt: bestimmt, klar, sachlich, den Umständen und Personen angemessen zu sein und nicht selten durch Sprichworte oder symbolisch-allgemeine Ausdrücke überraschend anschaulich zu werden; — befehen wir uns die Charaktere, so finden wir, daß uns diese im Allgemeinen das Standesgemäße, aus fester Sitte Gewordene darstellen, wobei das Gute und Ehrenhafte, wie das Ueble, Aberglaube, Vorurtheil u. s. w. nicht fehlen.

Merkwürdig genug aber — eine unentbehrliche und für das deutsche Volksthum besonders bezeichnende Eigenschaft suchen wir in allen Dramen Schiller's bis zum „Tell“ heraus vergebens — es ist das „Familienhaft-Naive“ mit den kleinen gothischen Ansätzen häuslicher Sitte.

Wie reizend, wie wahr, wie krystallig klar in der Form sind die Volksgestalten Goethe's und welches Detail finden wir z. B. im *Oemont*, wie in vielen größern und kleinern Stücken! Schiller's Figuren geben uns doch zumeist nur das Reimenschliche in beschränkter Volksgestalt, dagegen fehlt ihnen nur zu oft das Concrete, wie es sich im abgegrenzten Familienleben ausbildet. Das kommt aber auch großen Theils daher, daß sich Schiller — und das ist keine seiner geringsten Tugenden — als Dramatiker keine Zeit nimmt, viel concretes Detail zu geben; seine stets im großen Stil angelegten Handlungen sind bei Beginn des Stückes oder bald darauf schon so stark im Gange, die Gemüther der Theilnehmenden schon so beschäftigt und aus ihrer gewohnten Lebensart gerissen, daß das Reimenschliche in allgemeineren Linien bereits überall vorherrscht. . . .

So treibt sich das in den „Räubern“ durchblickende Volksthümliche in Schenke und Wald umher — wo soll da das „Familienhaft-Naive“ eine Stelle finden? Im „Fiesco“ rumort das Volk zumeist auf den Straßen oder in aufgeregten Versammlungen umher — wer wollte hier — und gar beim Italiener — das Familienhaft-Behäßige suchen? In „Cabalé und Liebe“ behauptet sich nur die Frau Millerin eine Weile bei ihrem gewohnten Frühstück, während Miller, sowie der Vorhang aufgeht, seine Geige wegwirft und sie nicht mehr aufnimmt, so lange das Drama spielt; auch Louise sehen wir das ganze Stück hindurch keine Hand mehr an eine häusliche Arbeit legen. „Wallenstein's Lager“ könnte zwar für eine kriegerische Familienscene angesehen werden und ist gewiß als solche vortreflich gehalten; allein die Kriegsbrüder und Schweftern sind doch nicht von Jugend an mit einander aufgewachsen und die Wohnungen von Leinwand deuten nicht auf künftigen Bestand, daher in Bezug auf concrete Charakterzeichnung Alles doch nur in flüchtigen

Umrissen sichtbar wird; was Einzelne von Jugend, Heimath und Familie erzählen, hört sich fast wie eine halboverlungene Sage an. Auch im Vorspiel der „Jungfrau von Orleans“ ist die Handlung schon so im Gange, die Kriegesnoth drängt schon so in's ländliche Behagen herein, daß der Landmann sich beeilt, statt nach fester Sitte in geschlossenem Raume — die Hände seiner Töchter unter freiem Himmel den Bewerber zuzuführen!

Erst im *Tell* — holt Schiller das lange und wichtige Veräumnis nach! Grade in diesem Stücke, das zu den bewegtesten Dramen Schiller's gehört — finden wir gleich beim Aufgehen des Vorhangs einen Fischertnaben im Rahn, der ein Volkslied singt — das erste, welches uns Schiller in seinen Dramen zum Besten gibt! Grade in diesem Stücke, das auf einem so schwierigen und gefährlichen Boden voll Seen, Berge und Abgründe spielt — führt er uns durch einen Alpenpaß einen ländlichen Hochzeitszug vor, den er uns in der Jungfrau von Orleans schuldig geliebt. Aber am merkwürdigsten! grade im „Tell“ — im dritten Acte — also da wo die Handlung schon eine lange Reihe gewaltiger Bewegungen hervorgerufen — führt uns der Dichter plötzlich wie ein wehmüthig lächelnder Genius in die stille Umfriedung eines Schweizerhofs, vor Tell's Haus — und zeigt uns die reizendste Idylle — eine Familienscene — wie wir sie in allen übrigen Stücken vergebens suchten! Das Familienhaft-Naive, das spezifische Schweizervolksthum ist hier meisterhaft getroffen; es lächelt uns an in Tell's allerliebsten Knaben, es erquickt uns in Tell's gemüthvollem Weibe und erbaut uns in Tell's eigenem Reden und Handthieren; hier sehen wir die ganze Familie noch einmal ruhig mit ihren häuslichen Arbeiten beschäftigt und Walther, der älteste Knabe, von dessen Haupte später Tell den Apfel zu schießen gezwungen ist, singt uns noch harmlos ein hübsches Jägerlied. Ueberhaupt ergänzt uns „Tell“, der ein Volksstück im großartigsten Stile ist, fast alle Lücken des Volksthümlichen, die wir in den frühern Dramen empfinden! Der Einzelne, die Familie, die Gemeinde, das ganze Volk kommt zur Erscheinung und zwar in reimmenschlicher und concret-volksthümlicher Weise! . . .

Hier wäre nun die Gelegenheit sehr verlockend, die in Schiller's Dramen vorkommenden volksthümlichen Elemente mit denen zu vergleichen, welche in Goethe's und Shakspeare's dramatischen Werken zu finden sind, dies würde uns jedoch hier zu weit führen; Nur ein unterscheidendes Charaktermerkmal will ich nicht versäumen zu erwähnen — es ist der eigentlich reine Humor. Ich bin weit entfernt, mit vielen Andern unsern

beiden Heroen, Goethe und Schiller, den Humor überhaupt abzusprechen; ich glaube vielmehr, daß es gar nicht schwer fallen sollte, aus den Werken Beider eine ganz artige Blumenlese humoristischer und witziger Stellen herauszufinden; allein so viel ist dennoch richtig, daß namentlich bei Schiller jene Art reinen, wunderbaren Humors vergebens gesucht wird, wie er bei Shakespeare oft, scheinbar unbekümmert um die vorgehende Handlung, aber doch weise für dieselbe berechnet, als goldiger Zauberstrich herumflanirt und zahllose Gestalten annimmt. Bei Goethe schlägt der Humor nur selten recht von Herzen durch, er bleibt oft in der bedeutenden Situation oder conventionellen Form, noch häufiger in dem berühmten Goethe'schen „Wohagen“ stecken; Schiller's Figuren dagegen müssen immer erst warm werden — ein echt deutscher Grundzug — sie müssen durch die Handlung in ein gewisses Pathos oder in Zorn gerathen, bis sie das Mittel des Humors oder Witzes ergreifen — und wir sehen z. B. am Musikus Miller, daß er im höchsten Ingrimm — grade da wo er dem Präsidenten die Thür weist, nicht den schlechtesten Humor entwickelt. Uebrigens sieht man dem Schiller'schen Humor auch ganz genau zwei fremde Bestandtheile an; in den „Räubern“ und in „Fiesco“ macht sich ein starker Shakespeare'scher Anflug geltend und die zwei patres venerabiles im „Lager“ wie in den „Räubern“ repräsentiren jene Art Humor, der eigentlich nicht im Volke entsprungen, aber von Abraham a Santa Clara und Andern für das Volk auf der Kanzel in Scene gesetzt worden ist, weshalb er auch bis heutigen Tages den Namen „Kapuzinerhumor“ führt. . . .

In Bezug auf die volksthümliche Sprache hat man Schiller den Vorwurf gemacht, daß er ihr auch in seinen Meisterwerken noch hier und dort einen Schwung verleihe, der mit der wahren Natürlichkeit nicht ganz harmonire; aber wie es in der Politik Leute gibt, die laienlicher als der Kaiser — in der Religion solche, die katholischer als der Papst sind, so gibt es Freunde der Natürlichkeit in Kunst und Poesie, die eine Wahrheit wollen, die natürlicher ist als die Natur! Die Herren vergessen aber, daß z. B. das Podium der Bühne einige Stufen höher steht als der Boden des Lebens und daß die Benutzung des Verses immer doppelt an diesen Unterschied oder Abstand erinnert!

Daß Schiller's herrliche Sprache nicht nur in volksthümlichen Scenen, sondern auch da, wo hochgestellte historische Personen in bedeutenden Situationen sich äußern, überall verstanden wird, in allen Herzen ihren Widerhall

findet — das bemerken wir täglich an den unzähligen Citaten aus Schiller's Werken. . . . Es hat eine Zeit gegeben, wo man keinen Feuilletonartikel in die Hand nehmen, in keiner Gesellschaft zehn Minuten verweilen konnte, ohne auf solche Citate zu stoßen; dies wurde endlich so arg, daß in Schriften und Conversationen diese Citatenwuth eine heitere Selbstironie hervorrief.

Da ging z. B. keine Landsaison vorüber, ohne daß die heimkehrenden Städter mit den Worten Abschied nahmen: „Die schönen Tage von Kranjuez sind nun zu Ende!“ — da gab es wenige Väter, die den Anforderungen ihrer an Luxus gewöhnten Familie nicht einmal zugerufen hätten: „Wächst mir ein Kornfeld in der flachen Hand?“ — Als vor einigen Jahren während der Darstellung des „Wallenstein“ in einem Theater das Gaslicht erlosch, da rief eine Stimme durch's Dunkel: „Nacht muß es sein, wo Friedland's Sterne strahlen!“ Vom großen Ludwig Devrient erzählt man, daß er, als ihm ein Kellner einst ein langes Schuldenverzeichnis vorhielt, den Ueberbringer mit durchbohrenden Blicken anstarrte und dann ausrief: „Der Knabe Karl fängt an, mir fürchterlich zu werden! . . .“

Aber man würde irren, wenn man annehmen wollte, daß solche Scherze dem Ansehen Schiller's schaden; sie schaden ihm ebensowenig, als z. B. pilante Anekdoten der Würde Friedrich's II. Eintrag thun.

Man könnte nun fragen: warum Schiller in seinen klassischen Tagen, wo er die Fehler und Schwächen seiner Jugendwerke ganz wohl einsah, nicht Hand anlegte und sie beseitigte? . . . Aber ein productives Genie, wie er, blickt vorwärts, um Neues, Besseres zu schaffen, nicht rückwärts, um ewig an dem Alten, Ueberwundenen zu feilen; — ferner ist es grade großen Männern selten gegeben, ihre Fehler vor der Welt ängstlich zu verbergen; — und hätte Schiller sie dennoch ausgemerzt — wir wären nicht sicher, ob die bei Seite geworfenen Stellen nicht von geschäftigen Reliquiensammlern uns jetzt wieder mit langen, langen Commentaren aufgetischt würden! . . .

Sei uns Schiller — wie er ist — als jugendlicher Stürmer, als rastloser Kämpfer, als erhabener Denker und Mann — sei er uns als Schöpfer classischer Werke willkommen! Lieben, verehren wir ihn mit: sammt seinen Schwächen und Tugenden und seien wir froh: daß er da war, daß er dem Vaterlande angehört — daß er neben Goethe in Erz — und als Liebling neben ihm in unsern Herzen steht!